



## „ . . . die europäische Streitwelt, der ich verfallen bin“ ✓

Rede über Reinhold Schneider im Historischen Kaufhaus in Freiburg  
am 13. Mai 2003

Die Stadt Freiburg feiert Reinhold Schneider. Am heutigen Tag wäre er hundert Jahre alt geworden. Freilich, schon der Gedanke, Schneider hätte in Ruhe und Frieden das erreicht, was man ein „gesegnetes Alter“ nennt, ist abwegig: zu einem literarischen oder philosophischen Patriarchen von der Art Russells, Julien Greens, Ernst Jüngers oder Gadammers fehlte dem zeitlebens angefochtenen und kränkelnden Mann so gut wie alles. So hatte es wohl seine Richtigkeit – wenn man denn im Biographischen überhaupt von „Richtigkeiten“ sprechen kann –, dass sein Leben bereits in der Mitte des Patriarchenalters abbrach: nach einem Sturz auf der Straße starb Reinhold Schneider am 6. April, dem Ostersonntag des Jahres 1958, im Loretto-Krankenhaus in Freiburg an Gehirnblutungen, noch nicht ganz 55 Jahre alt. Fassungslos standen damals viele Freiburger – auch ich – vor seinem im Münster aufgebahrten Leichnam.

### I. DAS MONUMENT: REINHOLD SCHNEIDER IM KRIEG UND IN DER NACHKRIEGSZEIT

Den Namen Reinhold Schneider hatte ich erstmals im Jahr 1942 von einer Mitschülerin in der Freiburger Musikschule gehört. Sie erzählte von Bekannten, die sich von Zeit zu Zeit „beim Dichter Reinhold Schneider“ träfen. Das Wort *Dichter* wurde mit einer gewissen Feierlichkeit ausgesprochen, es blieb mir im Gedächtnis. Ganz offenbar war Schneider eine Autorität; er wurde verehrt. Man wusste auch,

dass er krank war, magenkrank. Er schien sich vor der Öffentlichkeit zu verbergen. Ministranten aus der Pfarrei St. Johann berichteten von kleinen Expeditionen in sein Haus in der Mercystraße 2, in das hineinzukommen äußerst schwierig sei, da eine misstrauische Haushälterin über den Einlass wache – sie brachten Beeren, die sie im Sternwald gesammelt hatten, dorthin; denn der Dichter konnte, wie man hörte, nur wenig feste Kost zu sich nehmen.

Im Frühjahr 1944 sah ich Reinhold Schneider zum ersten Mal. Er ging am Lorettoberg spazieren – eine riesige ausgemergelte Gestalt, wie aus einem El-Greco-Bild geschnitten. Damals hatte ich auch schon einige seiner Schriften gelesen. Sonette, mit Schreibmaschine geschrieben, in dünnen Durchschlägen (Kopierer gab es damals noch kaum) wanderten von Hand zu Hand in den Pfarreien, innerhalb der katholischen Jugend, unter Freunden, so das berühmte „Allein den Betern kann es noch gelingen . . .“ Auch Broschüren und Bücher Schneiders kamen aus dem Elsass herüber, vom Alsatia-Verlag in Colmar, der seit 1941 Schneiders Werke publizierte. Noch heute besitze ich „Das Vaterunser“, auf dünnem Kriegspapier im Rotationsdruck hergestellt, fehlerhaft gefalzt, ohne Erscheinungsdatum, ein Produkt der Improvisation – dazu die kostbare, von Schneider selbst ausgewählte Sammlung „Stimme des Abendlandes“ mit Reflexionen zur Geschichte; sie erscheint mir noch heute als die beste kleine Summe seines ausgedehnten Werkes.

Reinhold Schneider, so flüsterte man, war gefährdet. Er stand unter Publikationsverbot. Man hörte von Vernehmungen, Hausdurchsuchungen. Dennoch war er literarisch allgegenwärtig, überall tauchten seine Texte auf, in den Schulen, in den Luftschutzkellern, an der Front. Der offizielle Buchmarkt existierte kaum noch. Die großen Verlage, vor allem in Leipzig, waren durch Bombenangriffe zerstört worden. Schneider war ein literarischer Gebieter im Untergrund. Seine Arbeiten verbreiteten sich im Handbetrieb, im Schneeballverfahren, auf eigenen improvisierten Vertriebskanälen – eine Art Samisdatliteratur im Braunen Reich, bei den Mächtigen ebenso verpönt und verfolgt wie von vielen Lesern heftig begehrt und weitergegeben.

Es waren kleine Schriften, Aufrufe, Betrachtungen für den Tag. Halbironisch hat sich Schneider später einen Schreiber von Traktätchen genannt, hat von schriftstellerischem Sanitätsdienst gesprochen. Längst hatte er aufgehört, an den großen, formvollen Länder- und Geschichtsdarstellungen weiterzuarbeiten, die ihn in den dreißiger Jahren bekannt gemacht hatten. Aus dem Historiker und Essayisten, dem Hegner- und Insel-Autor war ein Tagesschriftsteller geworden – ein katholischer Schriftsteller zudem, der nach langen Irrungen in der Jugend im Mannesalter zum Glauben gefunden hatte. Als solcher trat er nun, in den letzten Kriegsjahren, in ein intensives Gespräch ein mit der Zeit, mit dem Volk – dies in einem Moment, wo alle spontane Kommunikation erloschen war und in der Öffentlichkeit nur noch die offiziellen Propagandaparolen herrschten.

Im Rückblick meinte Schneider, er sei im Krieg „endgültig abberufen“ worden vom literarischen Leben – und dafür „einberufen“ worden in eine religiös-geschichtliche Existenz. Der Dichter wurde überschwemmt mit Briefen von der Front und aus der Heimat. Alles Leiden der Zeit schien sich in seinem Arbeitszimmer zu versammeln. In Koffern standen Tausende von Briefen herum – Schneider konnte sie nicht mehr aufbewahren, nachdem die Besuche der Gestapo sich wiederholten. Auch an Antwort war nicht mehr zu denken – und schließlich nicht einmal mehr ans Lesen. Und doch: Es war „ein Gespräch mit

Niegesehenen – mit der Not selbst, die unabwendbar schwoll.“ „Mich erfüllte eine fast vermessene Zuversicht: ich glaubte wirklich ein Volk zu sehen auf der Heimkehr zu Gott“ (Verhüllter Tag, 1956, 185, 190).

Verfolgte und Gefährdete besuchten ihn. Zum deutschen Widerstand hatte Schneider als Freund Karl Ludwig von Guttenbergs, Moltkes, Yorcks, Pechels und vieler anderer enge Beziehungen. Ende 1944 beantragte Martin Bormann gegen ihn und den in Krakau wirkenden Kriegspfarrer Kessels, der Schneiders Schriften an der Front verbreitet hatte, ein Verfahren wegen Hochverrat. Kessels entkam im letzten Moment nach Skandinavien – und Reinhold Schneider wurde durch die Ärzte des Freiburger Loretto-Krankenhauses gerettet, die ihn nicht an die Gestapo auslieferten, da eine Operation bevorstand.

Das Kriegsende beendete die Verfolgung. Reinhold Schneider war jetzt eine öffentliche Autorität. Als erster nicht-emigrierter deutscher Schriftsteller erhielt er in der Französischen Zone eine alliierte Publikationserlaubnis. 1946 verliehen ihm die Universität Freiburg den Dr. phil., die Universität Münster den Dr. jur. ehrenhalber. In der Münsteraner Urkunde heißt es: „In einer Zeit der vom Recht losgerissenen Macht hat Reinhold Schneider, wach für die Not des Tages und bereit zum mutigen Wort der Stunde, kühn gestritten für den Rechtsstaat und den von Gott verliehenen Adel der Menschenwürde.“

Das war der Mann, von dem wir Jüngeren nach dem Krieg die ersten Deutungen des Unheils hörten, dem wir gerade entronnen waren. Ich erinnere mich an einen Vortrag in der Universität Freiburg am 21. Februar 1946 mit dem Titel „Der Mensch vor dem Gericht der Geschichte“. Dort sagte Reinhold Schneider über Hitler, den Mann, dem das Wort verweigert war, obwohl er es unaufhörlich sprach: „Wohl nur ganz selten stand die Macht eines Menschen... in solchem Missverhältnis zum Wort, war die Macht so ungeheuerlich und das Wort so arm“ (a. a. O. 12). Schneider erinnerte an Züge des Überdrusses auf dem Gesicht des Despoten, die in unbeobachteten Momenten sichtbar wurden: „Er haßt, was er nicht besitzt, was ihm ent-

gleitet; und die Ahnung eines schauerlichen Endes . . . umdüstert ihn plötzlich im Fanfaren-Lärm; er ahnt, dass er stürzen wird; dann wirft er sich wieder in den Rausch des Befehls, wahnwitziger Träume und meint sich emporgetragen . . . Er will bewegt sein ohne Ende und eine solche Bewegung schaffen: sein Symbol ist das kreisende Kreuz – nicht das stehende, das die Wahrheit widerstrahlt“ (a. a. O. 13, 14).

Aber Schneider hob die dämonischen Züge Hitlers nicht hervor, um die Deutschen zu entlasten, als seien sie, ohne es zu ahnen, willenlose Opfer einer fremden Macht geworden. „Der Mächtige der abgelaufenen Stunde und seine Macht stehen ohne Zweifel in einer sehr tiefen Beziehung zur deutschen Geschichte . . . Wenn wir Geschichte und Geistesgeschichte unseres Volkes unbestechlich durchforschen, werden wir unheimlich-gespentischen Vorbereitern dieser nihilistischen und todessüchtigen Vergötzung der Macht und der ihr gemäßen Entwürdigung des Menschen an vielen Orten begegnen – aber auch Geistern, die ihnen widersprachen und zum Schaden aller nicht gehört wurden. Im großen Zusammenhang der Geschichte müssen wir für diese Erscheinung einstehen: so wie sie war, ist sie hier nur möglich gewesen; wollen wir sie überwinden, so müssen wir sie in unserer eigenen Geschichte bekämpfen . . .“ (a. a. O. 8, 9).

Das war eine engagierte Rede – und solches Engagement für eine bessere Zukunft schien uns damals die einzig vorstellbare Rechtfertigung für Literatur zu sein. Es war kein Zufall, dass Reinhold Schneider in der Nachkriegszeit für viele zum Protagonisten einer „littérature engagée“ wurde – in einer Zeit, in der das alte *l'art pour l'art* tot zu sein schien und der Elfenbeinturm der Dichtung kaum mehr Bewohner fand. „Poetry does not matter“, auf Poesie kommt es nicht an, so sagte damals selbst ein Ästhet wie T. S. Eliot – auch er übrigens ein christlicher Dichter wie Reinhold Schneider. Ein Reich der Kunst aufzurichten jenseits der politischen und sozialen Realitäten – das schien in jenen ersten Nachkriegsjahren nicht nur ein vergebliches Bemühen zu sein; es war für uns auch eine Verhöhnung der vielen leidenden Menschen in aller Welt.

Zu später Stunde hat Reinhold Schneider diese engagierte Literatur noch einmal gegen Gottfried Benn, den Anwalt voraussetzungsloser artistischer Dichtung, verteidigt – in einem berühmten Streitgespräch über die Frage „Soll die Dichtung das Leben bessern?“, das am 15. November 1955 im Kölner Funkhaus stattfand. Es ist bezeichnend, dass die Veranstalter den katholischen Schriftsteller Reinhold Schneider ganz selbstverständlich als Vertreter einer „lebensverbessernden“ Dichtung eingeladen hatten, während sie dem evangelischen Pfarrersohn und Agnostiker Benn ebenso selbstverständlich die Gegenthese zudachten: dass Dichtung sich selbst genüge und dass es in ihr nur darauf ankomme, „Worte faszinierend (zu) montieren“.

Im Gespräch verliefen die Fronten freilich komplizierter. Die zum Streit geladenen Herren behandelten einander mit auffälligem Respekt. Benn räumte ein, dass Dichtung den Menschen zwar nicht bessere, wohl aber verändere, indem sie Zeit und Geschichte aufzuheben vermöge, wenigstens für Augenblicke – und er zitierte zustimmend den Satz von Schneider, es gehöre zum Wesen der Kunst, „Fragen offenzulassen, im Zwielficht zu zögern, zu beharren“. Und Schneider war mit seiner Betonung des Tragischen und des Leidens als Element literarischer Erfahrung Benn nicht gänzlich fern – ja er war ihm sehr viel näher, als es auf den ersten Blick erschien. Hatte Schneider nicht selbst das Schwinden des tragischen Bewusstseins als Gefahr, ja als den Untergang unserer Kultur bezeichnet? Durfte er dann – so fragte Benn unschuldig-listig – überhaupt mit Überzeugung „an der Besserung dieser tragischen Zustände mitarbeiten, müsste er nicht vielmehr aus der Verantwortung vor einer höheren Wahrheit haltmachen und in sich selber bleiben“?

Benns Fragen zielten – wohl unbewusst und ungewollt – ins Zentrum des Schneiderischen Entwurfs von Dichtung. Dieser hatte sich in Schneiders Jugendjahren in schmerzlichen Kämpfen, erbitterten Auseinandersetzungen herausgebildet. „ . . . in mir . . . fallen sich die Widersprüche mit dem Grimm wilder Tiere an“, so notierte Schneider damals, am 20. Januar 1931, in sein Tagebuch. Die frühen Lebensstationen Schneiders in Baden-

Baden, Dresden, Potsdam sind keine Idylle, sondern eine Zeit materieller Nöte und seelischer Verstrickungen. Sie sind weit entfernt von der ruhigen Monumentalität, die der Dichtung Schneiders – und erst recht seiner Person – in den Freiburger Jahren zuwuchs. In den Zeugnissen begegnet uns ein Verwundeter, Zerstörer, ein Mensch, der mit sich und der Zeit im Widerspruch lebt, der inmitten von Unsicherheit, Zweifeln, Schwanken nur einen festen Antrieb hat: er will schreiben.

## II. DAS ERBE DER SCHWERMUT: BLICK AUF DEN JUNGEN REINHOLD SCHNEIDER

Wie wird man Schriftsteller? Es gibt unzählige Möglichkeiten, ein Königsweg ist nicht auszumachen. Selten jedoch gestaltet sich der Weg zum eigenen Werk so mühsam wie bei dem zeitlebens von Schwermut und Lebensangst geplagten Baden-Badener Hotelierssohn Reinhold Schneider.

Schon durch seine Leibesgröße hat er Schwierigkeiten mit der Umwelt. Das Hotel mit seinen stets offenen Türen und Toren bietet keine rechte Heimat für die Familie – für den introvertierten, zu Depressionen neigenden protestantischen Vater aus Sachsen (von ihm hat der Sohn das, was er selbst „der Schwermut Erbe“ nennt), für die ganz andere, leichtlebige, extravertierte katholische Mutter vom Bodensee, aus der berühmten Familie Messmer (unter den verwandten Vorfahren ist auch Franz Anton Messmer), für die beiden Söhne Willy und Reinhold. Mit dem Ersten Weltkrieg leert sich der stolze Bau des Hotels Messmer in der badischen Kurstadt, keine Kaiser, keine Fürsten, keine Adelligen, keine reichen Bürger kehren mehr ein. Die alte großbürgerliche Welt zerfällt. Das Hotel wird schließlich verkauft. Die Ehe der Eltern zerbricht. Der Vater, schwerkrank, begeht am 8. April 1922 Selbstmord.

Von Kindesbeinen an hat der jüngere Sohn Reinhold nach eigenem Bekenntnis keinen festen Stand im Leben. Aber er liebt die Bücher, die Dichtung, er genießt die Auführungen der Dramen im Kur- und Schlosstheater; sie sind sein einziges Glück, wenn ihn

die Schule mit ihrem flachen „lebenspraktischen“ Programm zur Verzweigung bringt. 1921 macht er das Abitur. Einen geistigen Beruf traut er sich nicht zu. Aus Sehnsucht nach dem Leben in der Natur wählt er ein landwirtschaftliches Praktikum im Gut Langenstein, bricht es aber bald ab. Dann beginnt er eine kaufmännische Ausbildung bei der Kunstanstalt Stengel & Co in Dresden.

Für ein knappes Jahrzehnt wird die sächsische Landeshauptstadt zu einer wichtigen Lebensstation. Reinhold Schneider kommt auch dort mit dem Leben nur schwer zurecht. Als der junge Kontorist in Dresden vom Tod seines Vaters hört, will er ihm nachfolgen und öffnet sich die Pulsader. Eine 22 Jahre ältere Frau, Anna Maria Baumgarten, entdeckt den Verblutenden und rettet ihn. Es ist der Beginn einer lebenslangen Beziehung zwischen zwei Ungleichen, Ungleichen – eine Verbindung, in der Perioden leidenschaftlicher Hingabe und heftiger Abwendung einander folgen, bis nach erschöpfenden Jahren eine Freundschaft auf der Basis des Verzichts entsteht. Aus Schneiders Lebensretterin wird die Mutter seiner Bücher. Zeitlebens widmet er ihr das erste Exemplar eines neuerschienenen Bandes. Und so entfaltet sich sein Werk, wie Josef Rast präzise formuliert hat, in einem Spannungsfeld von „literarischem Anspruch, dichterischer Zielstrebigkeit und erotischem Impuls bei entschiedener Askese“ (Reinhold Schneider, Tagebuch 1930–1935, Frankfurt 1983, Nachwort, 914). Ohne Anna Maria Baumgarten, die Schneider in seinem Testament 1957 die „Gefährtin meines Lebens“ nennt, gäbe es den Schriftsteller Reinhold Schneider, wie wir ihn kennen, nicht.

In Dresden formt sich Schneiders geistig-literarische Welt, hier beginnt sein Leben als Autor. Auf den langen Straßenbahnfahrten zur Arbeit oder nachts bei Gaslicht liest er Platon, Kant, Schopenhauer, Kierkegaard, Hebbel, Nietzsche, Spengler – dazu die großen romanischen und angelsächsischen Autoren in den Originalsprachen. Die Tätigkeit als Übersetzer und Fremdsprachenkorrespondent erlaubt ihm, umfangreiche Sprachstudien zu treiben – er eignet sich fast alle europäischen Sprachen bis auf die slawischen an. Er macht

Übersetzungen, schreibt Artikel und Rezensionen für Zeitungen und Zeitschriften und für den Rundfunk, erwirbt handwerkliche Routine. Er lässt sich nicht entmutigen, wenn Manuskripte oft nach wenigen Tagen zurückkommen (doch das Klatschen im Briefkasten, ein Laut der Vergeblichkeit, erschreckt ihn noch in späteren Jahren). Erstaunlich früh gibt er den kümmerlichen Broterwerb in der Druckerei preis, um gänzlich ungebunden und frei zu sein. Seit 1928 ist er freier Schriftsteller, ab 1929 wohnt er in Loschwitz, in einem Haus, in das später der Maler Josef Hegenbarth einzieht.

Sein Glaube ist tot in dieser Zeit – wenn er vorher je lebendig gewesen war. Im Elternhaus war das Religiöse verdrängt oder von Konventionen überdeckt worden. Säkulare Fortschrittsgedanken anstelle der Religion reizen ihn wenig. Zur aktuellen Politik der Weimarer Zeit entwickelt er nur flüchtige Beziehungen. Was man die moderne Welt nennt, Technik, Geschwindigkeit, Rationalismus, Internationalität, das bewegt ihn kaum. Doch entdeckt man in seinen Äußerungen früh ein aristokratisches Element, einen Sinn für Hierarchien, einen Willen zur strengen Form – die ästhetischen Optionen korrespondieren mit der Nähe zur monarchischen Staatsform, der Schneider lebenslang eine lebhaft zuneigende bewahrt. Unter den zahlreichen badischen Demokraten muss man Schneider nicht suchen – eher unter den wenigen Monarchisten. Die Hohenzollern faszinieren ihn. 1935 besucht er Wilhelm II. im Exil in Doorn. Lange Zeit schreibt er in Freiburg an einem Schreibtisch Friedrich Wilhelms IV., den der letzte Hohenzollernkaiser ihm geschenkt hat.

Schneider ist nicht katholisch. Aber er ist auch kein Feind des Glaubens. Die Geschichte der europäischen Völker, die zum Thema seiner frühen Bücher wird, nimmt er als Todeskampf wahr, nicht als Triumph – als einen unauflösbaren tragischen Streit von Mächten gleichen Ranges, gleichen Rechtes. Der Hunger nach Unsterblichkeit kann nie gesättigt werden, er ist im Wortsinn unmöglich, so lautet die Botschaft – und doch gelangen Menschen und Völker ohne diesen Antrieb nicht zu ihrer letzten, nur ihnen

eigenen Form. Das nimmt Ideen des Spaniers Unamuno auf, die Schneider sich mit Leidenschaft zu eigen macht; hier findet er, nach eigenem späteren Bekenntnis, „den Mut zum unversöhnlichen Konflikt, zur Tragödie, aber umschlossen von einer mystischen Sphäre, die Nietzsche nicht zugänglich war“ (Verhüllter Tag, 65, 66). Rückblickend auf die durch Unamuno ausgelösten Wendungen seines Denkens formuliert er noch 1956 den Satz: „Unsterblichkeit? Das ist das unbegreifliche, allem Denken widersprechende, das leidenschaftliche Anliegen des Lebens“ (a. a. O. 67).

Dies ist der Stoff, aus dem die ersten Bücher Schneiders gemacht sind: „Das Leiden des Camoes“ (1930), „Philipp der Zweite oder Religion und Macht“ (1931) und „Die Hohenzollern“ (1933). Eine Analyse müsste die biographischen, historischen, religiösen Fäden entwirren, die hier verwoben sind; ich kann den Zusammenhang nur andeuten. Da ist die Beziehung zu Anna Maria Baumgarten, die ihn auf seiner ersten Reise nach Portugal begleitet, auf der die Unmöglichkeit einer ehelichen Verbindung schmerzhaft deutlich wird (eine jahrelange Trennung ist die Folge). Da ist der neue Ton geschichtlicher Imagination: Städte, Länder, historische Gestalten und Ereignisse werden dargestellt in einer Sprache unmittelbarer Anschauung – in einem Stil, der sich von der Strenge quellengeleiteter Historie entfernt, der Lücken der Erkenntnis mit poetischer Fantasie schließt, ohne doch in die traditionellen Bahnen des historischen Romans zurückzufallen. Da sind neue Sprachorientierungen: die Abkehr vom portugiesisch inspirierten weichen Lyrismus, die Hinwendung zum ehernen Klang des Spanischen; als Schneider anfängt, den Escorial zu beschreiben, fühlt er sich plötzlich in seiner Sprache. „Meine Verse baue ich ganz im Stil des Escorial: symmetrisch, schwer; ich opfere die Form unter keiner Bedingung, weil die Form Inhalt ist; so kommt etwas Architektonisches zustande . . .“ Es folgt ein Schlüsselsatz: „eine zerstörende innere Gewalt wählt sich als Erscheinungsform das Gesetz“ (Tagebuch, 11. Januar 1931). Wer denkt hier nicht an Gottfried Benn und seine Formel von der „formfordernden Gewalt des Nichts“?



Reinhold Schneider vor der Paulskirche Frankfurt anlässlich der Verleihung des Friedenspreises des deutschen Buchhandels 1956

Foto: Hertha Kümmerle

Den Rückweg von Portugal nimmt Schneider über Tanger – ein einziges Mal in seinem Leben verlässt er den Boden Europas. Immer wieder überfällt ihn später die Lust, Europa aus der Ferne, von anderen Kontinenten her zu sehen – aus der Ferne einen Blick zu tun auf „die europäische Streitwelt, der ich verfallen bin“. Aber dazu kommt es nicht. „Die Überlieferungen Indiens und Chinas hätten für mich eine starke Versuchung werden können, hätte nicht das reißende Gefälle europäischer Geschichte mich Christus entgegengetrieben“, schreibt er später. „Mein Dasein ist eng umgrenzt. In Europa hat sich alles ereignet, was mich bestimmen kann. Ich fing an der Grenze an. Der Wellenschlag musste mich in die Mitte zurückwerfen“ (Verhüllter Tag, 77).

Mit Portugal, wo die europäische Expansion begann (und mit ihr auch die Geschichte des europäischen Kolonialismus!), beginnt auch das historiographische Werk Schneiders. Mit dem Spanien Philipps II. (und seiner niederländisch-oranischen Gegenwelt) setzt es sich fort. Das „Inselreich“, Schneiders

literarisch bedeutendstes Werk, 1936 erschienen und sofort verboten, beschwört „Gesetz und Größe der britischen Macht“. Ein Buchplan über das Reich im Osten, das Zarenreich, bleibt Entwurf – und Fragment bleibt auch der Plan, „die Mitte“, das Römische Reich deutscher Nation, darzustellen. Schon „Die Hohenzollern“ (1933) werden von der nationalsozialistischen Zensur nach wenigen Monaten unterdrückt. Schneider hat inzwischen die letzten Illusionen abgestreift, Hitler könne ein Werkzeug werden für die von ihm befürwortete Wiederherstellung der Monarchie in Deutschland. In Potsdam, wo er mit Unterbrechungen von 1932 bis 1937 lebt, wird er 1934 Zeuge der Mordtaten Hitlers an Schleicher, Jung, Klausener. Er erlebt die Anfänge der Judenverfolgung, nimmt teil am Schicksal Jochen Kleppers und seiner Familie, hört Einzelheiten über die Schrecken der Konzentrationslager. Im Salon des Malers Leo von König lernt er Schriftsteller, Künstler, Verleger kennen, darunter zahlreiche Opponenten gegen das System. In seinem Werk tauchen die

ersten Spuren des Widerspruchs, des Widerstands auf.

In diesen Jahren beginnt der Panzer des heroischen Nihilismus, der Schneiders Frühwerk umgibt, langsam zu schmelzen. Zwar bleibt die „europäische Streitwelt“ das Thema seiner Poesie – aber sie erscheint nun in einem neuen, anderen Licht. Standen im „Camoos“ politische Wirklichkeit und Dichtung noch in unversöhnlicher Spannung zueinander, blieb dem portugiesischen Dichter angesichts der Greuel der Eroberungen nur das Leiden und der Versuch, die historische Wirklichkeit in den „Lusiaden“ ins Ideale, Poetische zu verwandeln (obwohl er doch in der Realität als Soldat selbst an den Untaten beteiligt war!), so beginnt sich nun in Schneiders Werk eine engere, komplexere Beziehung von Wirklichkeit, Ethos und Dichtung zu entwickeln – in deutlichem Kontrast zu seiner frühen tragisch-schicksalhaften Weltsicht. Die Sphäre des Menschlichen, der Humanität, der Leidenden, der Opfer – vorher fast ausgeblendet – wird deutlicher und rückt im Lauf der Zeit in den Mittelpunkt. Die ordnungslose Realität und die gestaltenden Deutungen der Denker und Dichter stehen einander nicht mehr beziehungslos gegenüber – wenn sich auch die Kluft zwischen beiden nie völlig schließen wird. Angesichts der nationalsozialistischen Perversion der Herrschaft gewinnt der Gedanke der Gerechtigkeit eine zentrale Stellung in Schneiders Werk – Gerechtigkeit im eigenen Land wie zwischen den Völkern. Und eng damit verbunden ist die Figur des Dichters als des Zeugen der Geschichte – eines Zeugen, der nicht nur dazu bestimmt ist, Vergangenes zu bewahren, sondern der in heillosen Zeiten auch Verantwortung trägt für Gegenwart und Zukunft.

Um Gerechtigkeit gegenüber Menschen – zumal unterworfenen, geknechteten, vom Tod bedrohten Menschen – geht es in den „Szenen aus der Konquistadorenzeit“, die 1938 unter dem Titel „Las Casas vor Karl V.“ erscheinen. Obwohl Schneider angesichts der Zeitumstände mit den Mitteln historischer Verkleidung arbeitet, ist das Buch der nachdrücklichste literarische Protest gegen Rechtsentzug und Verfolgung im Dritten Reich – ein Protest vor allem gegen die Verfolgung der Juden. Im

selben Jahr entsteht das gegen Hitler gerichtete, im Untergrund in Abschriften verbreitete Sonett „Der Antichrist“. Die Stoßrichtung wird jetzt eindeutig und unmissverständlich, die frühere Vorsicht und Zurückhaltung fällt dahin.

Las Casas ist, wie Camoos, eine historische Gestalt. Aber er ist kein Dichter, sondern ein Mönch, und er gießt die Schrecknisse der Zeit nicht in lyrische Formen, um sie für die Nachwelt zu bewahren – er kämpft, alles aufs Spiel setzend, gegen das Unrecht und seine Verteidiger an, geleitet allein von seinem Gewissen. In der Sicht des Dichters ist er ein realer Mit- und Gegenspieler im politischen Prozess der Zeit, und obwohl er nichts Unmittelbares ausrichten und die Wendung zum Besseren nur vorbereiten kann, wird er in seiner großen, die Eroberer anklagenden, die Indios verteidigenden Rede vor dem Kaiser doch zum unüberhörbaren Zeugen für das Recht. Mit Festigkeit und unter Lebensgefahr bezeugt er ein Menschenrecht, das die Eroberer in die Schranken weist – ein Recht, für das er schließlich, wenn auch spät, auch beim Kaiser Gehör findet.

„Christen, dieser ist der Zeuge / der vor künftigen Geschlechtern / meine Rechtllichkeit bezeugt“: diesen Calderon-Vers aus dem „Richter von Zalamea“ hatte Reinhold Schneider als Motto über das Buch gesetzt. Gewiss hat er sich in der Zeit, in der er den „Las Casas“ schrieb, selbst als einen solchen Zeugen gesehen. Mit der Opposition gegen den Nationalsozialismus geht bei Schneider eine Hinwendung zur Kirche Hand in Hand. Bewusst bekennt er sich jetzt zum katholischen Glauben. 1937 zieht er von Potsdam nach Hinterzarten und ein Jahr später nach Freiburg. Dort wohnt er bis zum Lebensende 1958 – es ist die vierte und letzte Lebensstation.

1941 wird ihm die Publikationserlaubnis entzogen. Der Alsatia-Verlag und sein Chef Joseph Rossé springen in die Lücke – Rossé ein elsässischer Autonomist, eine tragische Figur, zwischen allen Fronten stehend, nach dem Krieg in einem französischen Gefängnis elend zugrunde gegangen. Schneiders Kriegs- und Widerstandsschriften erscheinen bis 1944 in Colmar, ohne Jahreszahl, auf Grund von Ver-

trägen, die Rossé vor die Zeit der deutschen Besatzung im Elsaß zurückdatiert (Kontrollure aus Berlin setzt er mit Elsässer Wein schachmatt!) und mit illegalen Papierlieferungen des Freundes Heinrich von Schweinichen aus Berlin. Sie finden über die Militärpfarrer des Heeres, über Jugendgruppen und Pfarreien in der Heimat den Weg zu unzähligen Lesern. Das breite Echo, das sie wecken, und die „vermessene Zuversicht“, die dieses Echo beim Autor auslöst, die intensive Berührung mit vielen Menschen im Untergrund, in Briefen, Gesprächen, Verbindungen abseits der offiziellen Propaganda – das alles gehört zu den erstaunlichsten, noch kaum untersuchten Vorgängen literarischer Kommunikation im Dritten Reich.

Es ist die Zeit der Rückzüge an allen Fronten, der schweren, sich steigernden alliierten Luftangriffe in der Heimat, des vergeblichen Attentats vom Juli 1944, der sich abzeichnenden totalen Niederlage – und es ist zugleich die Zeit, in der Reinhold Schneider für nicht wenige Menschen zum Sprecher eines anderen Deutschland wird – zu einem Zeugen der Rechtlichkeit im Dunkel der Geschichte.

### III. ANGEFOCHTENER GLAUBE: SPÄTWERK UND LEBENSENDE

Ich sprach schon von der Stellung Schneiders in den ersten Nachkriegsjahren. Er war damals eine öffentliche Instanz, hochgeschätzt und vielgefragt. Er führte ein ruheloses Leben. Die Zahl seiner Publikationen in Zeitungen und Zeitschriften, die Vorworte, Nachworte, Beiträge, die er schrieb, die Broschüren, Traktate, Kleinschriften waren Legion. Schneider mahnte, warnte, beschwor die Zeitgenossen. Er wanderte mit Vorträgen und Lesungen durch Deutschland und durch halb Europa. Erst allmählich kam neben der Tagespublizistik sein literarisches Werk wieder zum Vorschein: die Insel-Bücher erschienen neu, Jakob Hegner, aus der Emigration zurückgekehrt, brachte in seinem Verlag 1952 „Ausgewählte Werke“ Schneiders in vier Bänden heraus. Mit Hans Urs von Balthasars großem Reinhold-Schneider-Buch (1953) beginnt die bis heute nicht abreißende Ge-

schichte theologischer und literaturwissenschaftlicher Deutungen seines Werkes. Bei Herder in Freiburg wirkte Reinhold Schneider seit 1947 als Herausgeber der „Abendländische(n) Bücherei“. Später kümmerte sich dort vor allem Curt Winterhalter um Schneiders fast unübersehbare Nachkriegsproduktion.

Den Aufbau der Kommunal- und Landespolitik im Südwesten hat Reinhold Schneider vielfältig durch publizistischen Zuruf ermuntert. Leo Wohleb, dem letzten badischen Staatspräsidenten, war er besonders verbunden. Doch mit der Bundespolitik tat er sich schwer. Lag es daran, dass er den kalten Krieg, die Teilung Deutschlands, die Wiederbewaffnung nicht akzeptieren wollte, dass er lange an einem Ost und West verklammernden Konzept von „Antifaschismus“ festhielt, dass er Johannes R. Becher als Autor schätzte und mit ihm in der unmittelbaren Nachkriegszeit zusammenarbeitete? 1951 ließ er sich herbei, einen kommunistischen Aufruf zur Volksbefragung über die Wiederbewaffnung zu unterschreiben, nachdem er, wie er sagte, „jede Hoffnung verloren hatte, dass ein solcher Antrag von christlicher Seite wirksam vorgebracht werde“. Damit erntete er in Westdeutschland erhebliche Kritik. Plötzlich bröckelte sein Ansehen. Man rief den „Abtrünnigen“ empört zur Ordnung. „Quo vadis, Reinhold Schneider?“ fragte damals Heinz Kühn.

Ich verteidigte den Dichter im Dezember 1951 in der Jugendzeitschrift „Der Fährmann“ mit der vorlauten Weisheit meiner zwanzig Jahre, noch heute bin ich stolz darauf – und erhielt von ihm einen zustimmenden Brief. Mein Hauptargument war einfach: Man kann mit einem Dichter nicht rechten über sein Gewissen. Freilich hatte ich in dem Artikel auch Zweifel geäußert, ob Schneider – immer mehr in der Erwartung des Endes lebend – überhaupt noch einen Blick habe für irdische und politische Gegebenheiten. „... seine Perspektive“, schrieb ich, „ist die der Ewigkeit, in der alle Konflikte unwichtig, alle politischen Auseinandersetzungen zu unbedeutenden Schattenspielen am Rand der eigentlichen Entscheidungen werden. Er kann es nicht verstehen, dass es unüberwindliche Mauern und

undurchdringliche Eiserne Vorhänge gibt, dass das ‚Denken der Waffe‘, das er den Christen zum Vorwurf macht, letzten Endes eine Konsequenz der unheilvollen Umstände ist, die die Welt in zwei feindliche Lager gespalten haben. Daher seine scharfe Absage an jedes Bündnis geistlicher und weltlicher Interessen, daher sein Zorn über das Versagen des christlichen Gewissens.“ – Rasch fertig ist die Jugend mit dem Wort – aber ein Körnchen Wahrheit war in meinen Bedenken vielleicht doch enthalten. Lese ich heute Reinhold Schneiders Nachkriegsdichtung wieder, vor allem die Bühnenwerke, die in dieser Zeit in den Vordergrund treten, so wird tatsächlich beides sichtbar: einerseits das leidenschaftliche Ringen des Dichters um das „Gottesreich in der Zeit“ (so der Titel eines Essays aus dem Jahr 1942) – wie auch der zunehmende Zweifel an der irdischen Verankerung dieses Reiches, seinem „Sitz im Leben“, seinen Realisierungschancen.

Dabei kreisen Reinhold Schneiders Nachkriegsdramen immer wieder um die Möglichkeit einer von Christen gemachten, einer christlich orientierten, christlich inspirierten Politik. So stellt „Der Kronprinz“ (1948) in den Gestalten der Protagonisten „Rudolf“ und „Voss“ – der zweite ist ein Bild Hitlers – Formen einer menschenwürdig begrenzten und einer menschenfeindlich entfesselten Herrschaft gegenüber. „Belsazar“ (1949) schildert die Zeit des Nationalsozialismus als eine Epoche der Abgötterei – sie wird im Drama „nachgespielt“, damit die Menschen aus ihren Erfahrungen für die Zukunft lernen. „Das Spiel vom Menschen“ (1949), ähnlich wie „Belsazar“ an Calderon angelehnt, rückt ein schuldbeladenes „Nordland“ (als Symbol des damaligen Deutschland) in die Perspektive christlicher Erlösung: die Schuld des Dritten Reiches, auf Erden nicht zu sühnen, wird durch Reue und Besinnung, durch den Glauben überwunden.

Aber rasch verdüstert sich das Bild. Schneiders Zweifel an der Möglichkeit gerechter Ordnung, verantwortlicher Machtausübung nehmen zu. In dem Drama „Der große Verzicht“ – scheitern sowohl der radikale Machtpolitiker Gaetani wie sein Gegenpart, der fromme Papst Coelestin. Scheitern sie an ihrer eigenen Einseitigkeit und Radikalität? Muss man in der Realpolitik nach Kompromissen

suchen? Es bleibt offen, wo die Grenze verläuft zwischen unbekümmerter Machtausübung und der Bereitschaft zum „großen Verzicht“. Gibt es den schmalen Weg, den steilen Grat „gerechten Handelns“ wirklich? Ist eine Politik denkbar, die christlich und zugleich erfolgreich – erfolgreich und zugleich christlich ist? „Schneiders Stück kommentiert von einer deutlich resignativen und enttäuschten Haltung her die zeitgeschichtliche Situation der frühen Nachkriegsjahre. Die Hoffnungen auf einen Neuanfang, die er in seinen ersten drei Dramen formulierte, haben sich nicht erfüllt. Schneider vertritt nun im ‚Großen Verzicht‘ eine pessimistische Auffassung von den Möglichkeiten im christlichen Sinne verantwortungsbewusster Politik“ (Ralf Schuster, Antwort in der Geschichte, Tübingen 2001, 265).

Wiederum spiegelt sich in den historischen Szenen die Gegenwart – ganz wie im erzählerischen Frühwerk Schneiders. Gerechte Ausübung der Macht ist nach Auffassung des Dichters an Wahrhaftigkeit gebunden – an ein Gewissen, das mit vergangener Schuld, vergangenen Leiden im Reinen ist. Nur auf der Grundlage absoluter Wahrhaftigkeit kann auch ein dauerhafter Frieden entstehen. „Herrschaft“, so sagt die Hauptfigur in „Zar Alexander“ (1951), „kann nicht ausgehen von einem kranken oder erstorbenen Gewissen. Es kommt nicht darauf an, dass wieder und wieder geschieht, was sich gestern und vorgestern ereignet hat, sondern allein darauf, dass der Mensch seine Sünde erkennt und bereut.“ So spricht im Stück der Zarensohn, der eine geheime Schuld mit sich herumträgt – denn er ist mitverantwortlich am gewaltsamen Tod seines Vaters, er hat zumindest den Mord geschehen lassen und schickt sich nun an, von dem Verbrechen zu profitieren, da er den Zarenthron besteigen soll. Man kann seine Worte aber auch, wie Ralf Schuster gezeigt hat, auf das Verhalten des deutschen Volkes in der Nachkriegszeit beziehen. „Viele Deutsche hatten sich zwar nicht aktiv an den Verbrechen der Nationalsozialisten beteiligt, diese aber stillschweigend geduldet – genau wie Alexander die Ermordung seines Vaters geduldet hat. Nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft hatten viele Deutsche ihre passive oder aktive Mitschuld am Dritten Reich

zu ihrer Privatsache erklärt und verdrängt. Für Schneider ist eine solche Haltung falsch. Eine offene und öffentliche Auseinandersetzung mit der Schuld ist für ihn unumgänglich“ (Schuster, Antwort, 301). Dass sie nach seiner Meinung nicht geschehen ist und nicht geschieht, das macht in den Augen Schneiders einen neuen Anfang, eine bessere Politik im Nachkriegsdeutschland unmöglich oder zumindest unwahrscheinlich.

In Schneider Spätwerk schwindet das Zutrauen in eine gerechte – gar in eine christliche – Politik fast gänzlich dahin. Die christliche Botschaft wird immer mehr zum Gegenbild, zur Alternative des Politischen. In „Innozenz und Franziskus“ (1952) muss der mächtigste der Päpste zum Schluss erkennen, dass nicht er, sondern Franziskus das Gottesreich verkörpert: „Du bist das Reich. Du allein.“ „Innozenz und Franziskus“ ist Schneiders umfangreichstes Drama. Seine Uraufführung in Essen 1954 war sein größter Theatererfolg – Bundespräsident Heuss, Mitglieder der Bundesregierung und über hundert Zeitungs- und Rundfunkjournalisten waren anwesend. Das Werk erlebte 21 verkaufte Vorstellungen. Doch die Handlung führt in unauflösbare Paradoxien hinein: die reine und böse Macht scheidet zwar zurecht, weil sie das Maß verliert – doch auch die franziskanische Alternative kommt nicht an ihr Ziel, sie bringt keine Veränderung, keine Verbesserung der Welt und ihrer Strukturen, sie ist einzig und allein ein umfassendes, konsequentes, unbedingtes Nein. Sie erreicht nur den Einzelnen – wie denn auch das absolute Armutsgebot sogar in der franziskanischen Gemeinschaft selbst nicht realisierbar ist und abgemildert werden muss. Im irrationalen Ablauf der Geschichte sind die Spuren Gottes kaum noch sichtbar – persönliche Schuld und persönliche Verantwortung treten zurück angesichts eines sich beschleunigenden verhängnisvollen Laufs der Dinge, den der Christ nur noch erleiden, aber nicht mehr gestalten kann. Mit Recht sah Hans Urs von Balthasar in diesem Drama hinter einer verblassenden Kreuzestheologie die alten pantragischen Züge des frühen Schneider wieder auftauchen.

In seinen letzten Lebensjahren wurde Reinhold Schneider vielfältig geehrt. 1952 wurde er

Ritter der Friedensklasse des wieder ins Leben gerufenen „Pour le mérite“. Er wurde in Akademien gewählt. 1956 erhielt er den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels; seine Rede „Der Friede der Welt“ hatte ein internationales Echo. Schneider unternahm zahlreiche Reisen: nach Frankreich, Spanien, Skandinavien, Portugal. Die letzten führten ihn nach Wien, im Juli/August 1957 und im Winter 1957/58. Hier entstand – nach den Lebensberichten „Verhüllter Tag“ (1956) und „Der Balkon“ (1957) – das letzte seiner autobiographischen Werke: „Winter in Wien“ (1958). Der Dichter konnte den Text nach seiner Rückkehr in Freiburg noch abschließen – erschienen ist das Buch jedoch erst nach seinem Tod.

Schneider hatte Wien nie besucht – nicht aus Scheu, sondern aus Respekt vor dem Geheimnis dieser Stadt. War doch der alte Sitz der Kaiser, die Mitte des Römischen Reiches deutscher Nation, für ihn seit jeher ein geheimer Knotenpunkt der Geschichte – das Zentrum jener Herrschaft, welche die „europäische Streitwelt“ für lange Zeit gebändigt und zusammengehalten hatte. Doch das Wien der fünfziger Jahre ist nur noch ein blasser Schatten der Vergangenheit. Vom Kaisertum sind nur noch die Insignien übrig, Krone und Reichsapfel, vor denen der Dichter ergriffen und zugleich ernüchtert steht: „Die Atmosphäre des Mysteriums bauen wir nicht wieder auf.“ Ansonsten herrscht in der Hofburg längst nicht mehr der alte Kaiser, sondern der neue „Kaiser Atom“. Soeben ist Wien zum Sitz der Internationalen Atombehörde geworden (bekanntlich ist es das bis zum heutigen Tag).

Den Dichter überfällt in Wien ein letztes Mal die Geschichte mit ihren ewig neuen, ewig unlösbaren Fragen. Ihn überfällt aber auch die Natur. Erinnert er sich in dem Bericht „Verhüllter Tag“ schauernd seiner Praktikantenzeit 1921 im Gut Langenstein, wo die Tierkadaver, die dem Geflügel als Nahrung dienen, im brodelnden Kessel zerfließen im „grauenhafte(n) Prozess sich verzehrenden Lebens“, so ist ihm in Wien beim Gang durchs Naturhistorische Museum Gott „ebenso nahe wie fern“. Die absurde Architektur des Dinosauriers erscheint ihm als eine „Kathedrale der Sinnlosigkeit“; die bösen Gespenster japa-

nischer Krabben, das Saugen der Egel, die Zerstörung von Vögeln, Schmetterlingen, Rosen durch Parasiten – das alles ängstigt ihn und lässt das Antlitz des Vaters, des Schöpfers unfassbar werden. Angesichts der unendlichen Räume des Kosmos, angesichts der Macht zur Selbstausslöschung, die mit der Kernkraft in die Hand des Menschen kam, erscheinen die alten Glaubenssätze plötzlich schal und leer. So, wie die Möglichkeiten christlicher Machtausübung in Schneiders Spätwerk an den Rand rücken und zum Grenzfall werden – denkbar noch, aber nicht mehr wahrscheinlich –, so ist ihm auch der Glaube, wie er in Wien erkennt, aus einem festen Geländer zu einem schwachen Seil geworden. Am Ende ist er nur noch ein brüchiger Orientierungsfaden im Labyrinth der Zeit. „Winter in Wien“ ist ein Buch voller Zweifel, voller Ketzereien. Manchmal werden sie in fast spielerischem Ton vorgetragen. Schneider offenbart sich als ein körperlich und seelisch Leidender, als ein Angefochtener, als ein Mensch, der sich überraschend in Fraglichkeiten und Zweifel hineingestellt sieht und der auf alte Sicherheiten verzichten muss: „Ich glaube, Herr, hilf meinem Unglauben!“

Manchen Menschen, die Schneider als einen Bewahrer und Tröster kannten, als einen Unerschütterlichen, Verlässlichen, musste dieser Wandel dramatisch, ja unbegreiflich erscheinen – der Schock hält bis heute an. Doch „Winter in Wien“ ist eher ein melancholisches als ein dramatisches Buch. Auffällig im Spätwerk Schneiders ist gerade der leise, fast beiläufige Ton, in dem Wandlungen, Rückzüge von alten Positionen, aber auch neue Einsichten mitgeteilt werden. Das Pathos früherer Schriften (das manchem Heutigen den Zugang zu Schneider schwermacht) verflüchtigt sich. Alles wird ruhiger, verbindlicher, gelassener. Die Spannungen klingen ab. Man könnte von einer heiteren Melancholie reden, von einer wissenden Resignation. Es ist jene Resignation, von der Johann Nestroy, der Wiener Schauspieler und Komödiendichter, in einem seiner zahllosen Wortspiele gesagt hat, sie sei die vornehmste Nation. Das gilt für Literatur und Leben, für den Glauben wie für die Politik; es gilt insbesondere für den zeitlebens unbe-

hausten Wanderer und Reisenden Reinhold Schneider.

Natürlich ist diese Stimmung des Verzichts, des Abschieds bei ihm nichts gänzlich Neues. Sie ist bei Schneider lebenslang zu spüren. Sie wird nur lange Zeit vom Formwillen des Dichters, vom beherrschenden Gestus seiner Sprache überdeckt. Schneider hat das väterliche Legat – das Erbe der Schwermut – immer als doppelte Hinterlassenschaft empfunden: als Verderben und möglichen „Untergang“ – aber auch als „Lohn“ und Quell seiner Dichtung. Er hat mit diesem Pfund ein Leben lang gewuchert. Er hat den Sinn der Schwermut für seine Existenz und seine Dichtung fruchtbar gemacht. Und so mag ein kleines Selbstporträt am Ende dieses Vortrags stehen, das Sonett „Lebenslauf“, das im Unterschied zu vielen Sonetten Schneiders genau datierbar ist, nämlich auf den 21. Juli 1935. Dort blickt der Dichter, ein junger Mann noch, auf sein Leben zurück, zieht die Summe und fasst das eigene Ende ins Auge, als stünde er schon jenseits der Schwelle von Tod und Leben:

Die Nähe sah ich und die Ferne prangen  
 Ich durfte Städte ohne Zahl durchmessen  
 Und habe viel des Herrlichsten besessen,  
 Allein am Süden hat mein Herz gehangen.  
 Doch hab ich mehr entbehrt noch als empfangen  
 Und nie im Glücke meinen Gram vergessen;  
 An mein erschauernd Herz ein Herz zu  
 pressen,  
 Das sollt ich nie auf dieser Welt erlangen.  
 Hart war die Zeit; sie warf auf ihre Waage  
 Die Täter und die Träumer auch und rührte  
 Die Toten an mit kaltem Richterschwerte;  
 Ich dankte Gott für meine dunklen Tage,  
 Und leichter atmend, seit das Licht ich spürte,  
 Verließ ich ohne Schauern diese Erde.

Anschrift des Autors:  
 Prof. Dr. Hans Maier  
 Kultusminister a.D.  
 München